

MELISSA DALEY

Glücksbringer
auf Samtpfoten



Weltbild Premiere

Glücksbringer auf Samtpfoten

Melissa Daley lebt mit ihrem Mann und zwei Kindern in der englischen Grafschaft Hertfordshire. Für ihren Debütroman »Glücksbringer auf Samtpfoten« hat sie sich von der beschaulichen Region Cotswolds inspirieren lassen und von ihren beiden Katzen Pip und Nancy, über die sie unter dem Namen Nancy Harpenden-Cat regelmäßig auf Facebook postet.

Melissa Daley

Glücksbringer auf Samtpfoten

Roman

Ingrid Ickler

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel *Molly and the Cat Café*
bei Macmillan, London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2015 by Melissa Tredinnick
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017 by Wilhelm Goldmann Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Übersetzung: Ingrid Ickler

Illustrationen: Ray and Corinne Burrows (Beehive Illustration)

Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München

Umschlagmotiv: www.shutterstock.com

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-95973-390-8

2020 2019 2018 2017

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Für Suse und Louis

Hinter jeder erfolgreichen Frau
steht eine kluge Katze.

anonym





Viele Erinnerungen an meine Kindheit habe ich nicht, aber wenn ich die Augen schließe, kann ich mich noch lebhaft an Margerys glückseligen Gesichtsausdruck erinnern, als ich das erste Mal auf ihrem Schoß lag. Damals war ich noch ein süßes, maunzendes, geflecktes Fellknäuel.

»Ja, wen haben wir denn da?«, fragte sie freundlich, als ich sie verschlafen anblinzelte.

Margerys Freundin sagte: »Das kleine Ding heißt Molly, sie ist acht Wochen alt. Ihre Mutter war eine Streunerin. Für alle anderen Babys habe ich schon ein neues Zuhause gefunden, sie ist die Letzte, die ich unterbringen muss.«

Ich sah Margery aus halb zusammengekniffenen Augen an. Ihr faltiges Gesicht war von silbergrauen Löckchen umrahmt, trotz ihres Alters wirkte sie neugierig wie ein Kind. Aber am besten erinnere ich mich an das Lächeln in ihren gütigen Augen. Sie strahlte mich an, als sei ich das Wichtigste auf der ganzen Welt oder, wie

sie es ausgedrückt hätte, »das Beste seit der Erfindung des Toastbrot«.

»Ich dachte, du könntest ein wenig Gesellschaft brauchen«, fuhr Margerys Freundin fort, »seit Malcolms Tod bist du doch recht einsam, oder? Ein süßes Kätzchen auf dem Schoß könnte genau das richtige Rezept dagegen sein, meinst du nicht auch?«

»Nun, ich glaube, Molly ist ... etwas ganz Besonderes«, antwortete Margery sanft, die Zufriedenheit in ihrer Stimme war nicht zu überhören.

Damit war alles klar: Margery war mein neues Frauchen. Sie kralte mich unterm Kinn, und ich begann zu schnurren, erst ganz vorsichtig, und als ich mich dann allmählich entspannte, laut und deutlich. Margery lachte und freute sich, wie viel Radau so ein »Winzling« wie ich schon machen konnte.

Die Monate vergingen, ich wurde von einem Katzenbaby zu einer Jungkatze, und zwischen Margery und mir entstand eine vertraute Beziehung, die auf gegenseitiger Wertschätzung beruhte. Margery genoss es, jemanden zu haben, mit dem sie reden und um den sie sich kümmern konnte, ich genoss es, das Objekt ihrer Zuneigung zu sein. Als temperamentvolle Heranwachsende war ich immer hungrig, und Margery schien es zu freuen, meinen unbändigen Appetit stillen zu können. Es gab nur das leckerste Katzenfutter, und überhaupt fiel immer etwas für mich ab: ein Hähnchenschenkel, ein Häppchen Lammkotelett oder

Lachs. Margery zweigte jedes Mal von ihrem Essen eine Portion in Molly-Größe ab, die auf einem Molly-Teller serviert wurde.

Margerys Haus wurde zu meinem Reich: Ich konnte schlafen, wann und wo immer ich wollte, und machen, was immer ich wollte. Bei einem so angenehmen Leben hatte ich wenig Lust, die Welt außerhalb des Hauses zu erkunden. Vom Schlafzimmerfenster aus konnte ich die Dächer des Dorfes und die Felder auf den umliegenden Hügeln sehen. Hin und wieder machte ich einen Ausflug, aber ehrlich gesagt bot das Dorf keine großen Möglichkeiten. Ein paar Geschäfte, eine Handvoll Pubs, eine Kirche, nichts Besonderes eben. Ich wusste, dass die anderen Katzen gern Mäuse auf dem Friedhof jagten, aber da ich zu Hause wunschlos glücklich war, beließ ich es bei einigen halbherzigen Versuchen.

Wahrscheinlich denken Sie jetzt, mein Leben war der Himmel auf Erden. Da haben Sie recht, ich stimme Ihnen voll und ganz zu. Das Leben bei Margery bot alles, was eine Katze sich wünschen konnte, und ich war glücklich und zufrieden. Allerdings hatte das alles ein Ende, als Margerys Traurigkeit begann. Damals war ich etwa ein Jahr alt.

»Los geht's, Molly«, sagte Margery eines Tages leise. Sie beugte sich nach unten, um meinen Futternapf vorsichtig auf den Linoleumboden zu stellen, dabei stützte sie sich mit einer Hand auf der Arbeitsplatte ab.

Ich schnurrte erwartungsvoll, denn ich war hungrig und hatte geduldig gewartet, bis mein Frauchen für meine Nachmittagsmahlzeit alles gerichtet hatte.

Ich sprang vom Küchentisch, und ein kurzer Blick in den Napf bestätigte meine schlimmsten Befürchtungen. Ich schnupperte misstrauisch, in der Hoffnung, dass die braungelbe Pampe besser schmeckte, als sie aussah. Aber leider war sie sogar noch schlimmer.

»Kartoffelbrei, Molly, dein Lieblingessen«, sagte Margery freundlich, als sie mein Zögern bemerkte. Da ich ahnte, dass es nichts anderes geben würde, näherte ich mich der Schüssel, leckte vorsichtig an der Pampe und schluckte widerwillig ein wenig hinunter. Das klumpige Zeug schmeckte nach gar nichts, und beim Schlucken spürte ich einen Widerstand in meinem Hals. Mein Körper zog sich zusammen, und ich spuckte alles wieder aus. Ich betrachtete die Bescherung genauer: ein nicht zerdrücktes Stück Kartoffel. Ungenießbar. Nicht zum ersten Mal in den vergangenen Wochen wurde mir klar, dass ich auf einen abendlichen Beutezug gehen musste, wenn ich nicht hungrig zu Bett gehen wollte.

Ich versuchte, meinen knurrenden Magen zu beruhigen, und warf Margery einen kritischen Blick zu. Sie stand an der Spüle und murmelte vor sich hin. Ihr Verhalten ängstigte mich. Fast automatisch machte sie jeden Tag das Gleiche, solange ich mich zurückerinnern konnte, aber dieses Mal spürte ich, dass sie beunruhigt

und verstört war. Sie spülte einen Topf und trocknete ihn ab, langsamer und bedächtiger als üblich. Dann presste sie ihn gegen die Brust und sah sich hektisch in der Küche um. Sie öffnete den Kühlschrank und stellte den Topf hinein. Nach kurzem Kopfschütteln nahm sie ihn wieder heraus, öffnete die Türen des Küchenschrankes und schloss sie wieder, als sie dort die Gläser, Tassen und Teller erkannte. Mir war klar, dass etwas mit ihr nicht stimmte, denn früher war ihr das nie passiert.

Ich ließ meinen klumpigen Kartoffelbrei stehen und lief auf die hinterste Küchenschranktür zu, die sie noch nicht geöffnet hatte. Ich miaute laut und reckte stolz meinen Schwanz in die Höhe.

Margery sah sich verwirrt um, als hätte mein Miauen sie aus ihren Gedanken gerissen.

»Was gibt's, Molly?«, fragte sie leicht irritiert.

Ich rieb meinen Kopf an der Tür, damit sie verstand, was ich meinte.

Margery starrte mich eine Weile gedankenverloren an, bevor sie sich schließlich nach unten beugte und die Tür öffnete. »Oh, Molly, du bist so ein kluges Mädchen!« Dann stellte sie den Topf zu den anderen Töpfen und kraulte mich hinter den Ohren. Gerührt von ihrer Dankbarkeit begann ich zu schnurren, aber tief in meinem Inneren spürte ich eine große Unruhe.

In letzter Zeit hatten sich ähnliche Vorfälle gehäuft. Ich hatte mir angewöhnt, Margery zu beobachten, und

hatte ein Gespür für ihre Verhaltensweisen entwickelt, zum Beispiel, wenn sie die Brille in die Tiefkühltruhe oder die Haustürschlüssel in den Badezimmerschrank legte. Wenn sie wieder klar denken konnte und begriffen hatte, was sie getan hatte, war sie traurig. Für mich war es zur Routine geworden, ihr auf Schritt und Tritt zu folgen und mit lautem Miauen zu helfen, die vermissten Gegenstände wiederzufinden. Anfangs hatte ich das Ganze für ein Spiel gehalten und war stolz auf meine Cleverness gewesen. Doch nach und nach war mir aufgefallen, dass Margery das Spiel nicht so toll fand wie ich, im Gegenteil, sie war oft wütend und aggressiv und machte sich wegen ihrer Vergesslichkeit schwere Vorwürfe.

Von außen betrachtet hatte sich an unserem Leben nichts geändert. Margery werkelte im Haus herum, staubte ab und machte sauber, während ich auf dem Sofa döste. Ich half ihr beim Lösen des Kreuzworträtsels, indem ich auf der Zeitung saß und auf den Stift klopfte, während sie die leeren Felder ausfüllte. Aber sie lächelte immer weniger, und manchmal saß sie zusammengesunken im Sessel, starrte aus dem Fenster und weinte. Ich gab mein Bestes, um sie zu trösten, schmiegte mich an ihre Wange und schnurrte laut, doch ich spürte, dass etwas passiert war, etwas Schlimmes, das ich nicht in Ordnung bringen konnte.

Sie hatte Erinnerungslücken, war verwirrt und machte sich Vorwürfe, wenn sie wieder mal den Schlüs-

sel oder die Scheckkarte verlegt hatte. Diese Aussetzer wurden nach und nach immer häufiger, und schließlich wurden sie die Regel. Auch wenn ich alles tat, um ihr zu helfen, schien Margery langsam die Kontrolle über ihr Leben zu verlieren. Über *unser* Leben.

Nachdem der Topf endlich am richtigen Platz stand, ging sie ins Wohnzimmer, um fernzusehen. Ich wollte mich an ihrer Seite zusammenrollen, um ihr schweigend Gesellschaft zu leisten, aber ich hatte Hunger und wusste aus leidvoller Erfahrung, dass ich mich nicht darauf verlassen konnte, abends noch mal gefüttert zu werden.

Ich schnupperte erneut am Kartoffelbrei, der in der Schüssel langsam fest zu werden begann, dann schlüpfte ich durch die Katzenklappe nach draußen, in der Hoffnung, eine Maus zu fangen und damit meinen Magen zu besänftigen.

Als ich nach erfolgreicher Jagd wieder nach Hause kam, war Margery schon zu Bett gegangen. Ich machte meinen nächtlichen Kontrollgang durchs Haus, überprüfte, ob die Eingangstür und die Fenster geschlossen und der Backofen ausgeschaltet waren. Nachdem ich mich vergewissert hatte, dass alles in Ordnung war, rollte ich mich auf dem Sofa zusammen und schlief ein.

Am nächsten Morgen setzte ich mich auf das Fensterbrett im Wohnzimmer, putzte mich und lauschte. Was war da im Obergeschoss los? Margery schlurft

durch ihr Schlafzimmer, zog sich an und büstete sich die Haare. Ich hoffte, es würde ein guter Tag für Margery und mich werden. Ohne Tränen und mit einem leckeren Frühstück. Als ich ihre Schritte auf der Treppe hörte, sprang ich vom Fenstersims.

Ich beobachtete, wie sie am Treppenabsatz ankam, trottete dann durchs Wohnzimmer, streckte grüßend meinen Schwanz in die Höhe, schnurrte ein »Hallo!« und rieb mich an ihren Fußknöcheln.

»Oh!«, rief sie.

Ich schnurrte lauter.

»Wer bist du denn?«, fragte sie. Ich schaute zu ihr hoch und bemerkte die Verwirrung in ihrem Blick, begleitet von einer hochgezogenen Augenbraue.

Ich miaute. »Ich bin Molly«, wollte ich sagen, »deine Katze.«

Sie legte den Kopf schief und sah mich irritiert an. Ich wünschte mir so sehr, dass sie mich erkennen, meinen Namen wiederholen und mir lachend versichern würde, niemals zu vergessen, wer ich bin.

»Bist du von der Straße reingekommen, Mieke? Du musst wieder nach Hause gehen, dein Frauchen wird sich schon wundern, wo du bleibst.«

Sie ging zur Eingangstür und griff nach dem Schlüssel, der am angestammten Platz auf dem Regal lag. Das hatte ich gestern überprüft. Sie steckte ihn vorsichtig ins Schloss, hatte allerdings etwas Mühe, die Kette zu lösen, bevor sie die Tür schließlich öffnete. Dann lä-

chelte sie mich an, voller Erwartung, dass ich dankbar über meine Befreiung sein würde. Ich blieb auf dem Teppich im Flur stehen, mein Schwanz zuckte.

»Los, geh schon. Du wirst sicher zu Hause frühstücken wollen.«

Margerys Verwirrtheit hatte mich oft fassungslos gemacht, genau wie ihre Verzweiflung, wenn sie verstand, was passiert war. All das hatte mir Kopfzerbrechen verursacht. Aber einen solchen Schmerz hatte ich noch nie zuvor empfunden. Das war etwas anderes, der Schmerz, nicht erkannt zu werden, in die Augen des Frauchens zu sehen und dort keine Liebe, sondern nur Chaos zu entdecken. Der Schmerz, ein Fremder im eigenen Haus zu sein. Ich wollte nicht, dass Margery mein Leiden mitbekam, deshalb senkte ich den Kopf und schlüpfte durch die Tür nach draußen.



Margery hatte weiterhin gute und schlechte Tage, aber schon bald überwogen die schlechten. Ich lernte zu akzeptieren, dass sie sich nicht mehr an meinen Namen erinnerte oder einfach vergessen hatte, dass es mich gab. Vor Hunger oder schierer Verzweiflung schrie ich oft. Es fühlte sich an, als würde Margery Stück für Stück verschwinden, immer weiter in einen Tunnel gehen oder in einem Sumpf versinken. Auch körperlich wirkte sie kleiner und zerbrechlicher, und wenn ich sie nachts mit wackligen Schritten die Treppen hochsteigen sah, sträubten sich mir die Nackenhaare.

Margerys Sohn kam jetzt öfter zu Besuch. Ein schlanker, drahtiger Mann, der immer etwas ungeduldig wirkte, als müsste er eigentlich woanders sein als dort, wo er gerade war. Ich konnte ihn schlecht einschätzen und verhielt mich reserviert. Und so sehr ich mich freute, dass Margery glücklich war, ihn zu sehen, spürte ich, dass seine Hektik ihren Zustand nur verschlimmerte. Ich wünschte, er würde sich einfach mal

hinsetzen und sich wirklich seiner Mutter widmen und nicht ständig den Eindruck erwecken, auf dem Sprung zu sein. Ich versuchte, ihn dazu zu ermutigen, indem ich ihm auf den Schoß sprang, aber er schob mich unwirsch zur Seite. Beleidigt zog ich mich in die hinterste Ecke des Zimmers zurück und brachte meinen Missmut aus der Entfernung zum Ausdruck.

»Mum, wie geht's dir? Achtest du auf dich?«

»O ja, mir geht's prima, danke, David. Und wie ...?«

Ich konnte sehen, wie Margery verzweifelt nach dem Namen ihrer Schwiegertochter suchte.

»Pat geht es gut, danke. Auch den Kindern, denke ich. Ich habe sie in letzter Zeit selten gesehen, wenn ich ehrlich bin.«

Margery versuchte, sich zu erinnern, wie die »Kinder«, also ihre Enkel, wohl aussehen mochten. Aber David schien den Zustand seiner Mutter nicht zu bemerken und erzählte einfach weiter, als würde sie ihm folgen können. Sie lächelte freundlich, verstand aber kein Wort.

Jedes Mal beim Abschied war sie empört, und ich wusste, dass sie weinen würde, sobald er gegangen war. Sie konnte ihre Gefühle nicht in Worte fassen, aber ich tat mein Bestes und versuchte, sie einfach durch meine Anwesenheit zu trösten. Manchmal hatte sie dann lichte Momente und streichelte mich.

Eines Spätsommertages schlüpfte ich nach einer turbulenten Schmetterlingsjagd zurück ins Haus und

tappte nach oben. Ich sah, wie David in einem Haufen verstaubter Unterlagen wühlte, die, in Kisten verstaubt, in Margerys Gästezimmer standen. Da ich meine angeborene Katzenneugier – inklusive meines Faibles für Kisten aller Art – nicht zügeln konnte, sprang ich mitten in die Papiere. Wir starrten uns an. Offensichtlich überrascht, fluchte er laut, packte mich am Genick und beförderte mich wieder auf den Fußboden. Davon unbeeindruckt widmete ich mich den Kisten in der anderen Zimmerecke und stöberte darin herum. David hatte ich dabei immer im Auge.

Nach einer Weile machte ich es mir in einer besonders wohnlichen Kiste bequem und genoss die wärmenden Sonnenstrahlen, die durch das Fenster fielen. David schien meine Anwesenheit komplett vergessen zu haben.

»Um Himmels willen, warum hast du all das nur aufgehoben, Mum?«, murmelte er, und ich konnte hören, wie er Stöße von Papier in den Papierkorb warf. Dann klingelte sein Handy, er fluchte und fummelte es aus seiner Hosentasche.

»Hey, Pat, ich stecke bis zum Hals im Papiermüll. Vor mir liegen achtzig Jahre eines Lebens, und das ist erst das erste Zimmer.«

Dann stand er auf und schloss die Tür, offensichtlich wollte er nicht, dass Margery das Gespräch mithörte. Von meinem Platz in der Kiste aus verstand ich allerdings jedes Wort.

»Nein, ich habe noch nicht mit ihr gesprochen. Ich weiß, ich *weiß*.« Er klang genervt. »Ich muss das richtige Timing finden. Den passenden Moment, ansonsten bricht sie zusammen. Aber ich fange schon mal mit dem Ausmisten an. Ja, ich werde es ihr sagen. Ich weiß, *bald*. Aber du kennst sie ja, sie will unbedingt unabhängig bleiben.«

Ich spürte, wie mein Körper sich anspannte. Was hatte David seiner Mutter noch nicht gesagt? Ich hatte keine Ahnung, aber es war klar, dass sie sich darüber aufregen würde. Ich rührte mich nicht, in der Hoffnung, dass er noch mehr erzählen würde, aber weit gefehlt: Er verlor die Geduld und beendete abrupt das Gespräch: »Hör mal, ich muss hier weitermachen. Wir unterhalten uns später.«

In den nächsten Wochen kam David regelmäßig vorbei. Schon beim Aufschließen hallte seine Stimme durch den Flur: »Hi, Mum, ich bin's, David. Ich helfe dir beim Aufräumen.«

Aber was er Aufräumen nannte, war die systematische Auflösung unseres Zuhauses, ein Raum nach dem anderen. Wieder und wieder füllte er den Kofferraum seines Autos mit Einrichtungsgegenständen, Säcken voller Altkleider und Papierbündeln. Dabei versicherte er Margery jedes Mal, dass er nichts Wichtiges entsorge, nur Dinge, die ohnehin in der Abfalltonne landen würden.

Margery hatte nicht die Kraft, um sich zu wehren.

Sie verließ das Zimmer, um nicht mit ansehen zu müssen, wie ihr Leben auf den Müll geworfen wurde. Hin und wieder erkannte ich einen wehmütigen Blick in ihren Augen, wenn sie sich das eine oder andere anschaute, das eigentlich für den Wohltätigkeitsbasar vorgesehen war.

Ich dagegen war stinksauer. Wie konnte er es wagen, einfach in unser Haus zu kommen und über Margerys Kopf hinweg zu entscheiden, was sie behalten sollte und was man wegwerfen konnte? Und auch über meinen! Ein ums andere Mal musste ich feststellen, dass liebgewonnene Dinge, wie eine mottenzerfressene alte Picknickdecke oder ein Fußbänkchen aus Sackleinen, einfach verschwunden waren.

Das Haus roch nicht länger nach Zuhause. Der stets präsenste Lavendelduft wurde durch einen ätzenden Gestank nach Putz- und Desinfektionsmitteln ersetzt, so scharf, dass mir die Augen tränten und die Kehle schmerzte.

In dieser schlimmen Zeit patrouillierte ich durchs Haus, um mein Territorium abzugrenzen und, wo immer es ging, Duftmarken zu hinterlassen. Doch das war hoffnungslos, David registrierte es gar nicht, so sehr war er mit Putzen und Packen beschäftigt. Wenn Margery nicht in der Nähe war, versuchte er nicht einmal, seine Abneigung mir gegenüber zu verbergen, während er in ihrer Anwesenheit so tat, als sei ich ihm sympathisch.

Durch Davids Rücksichtslosigkeit verschlechterte sich Margerys Zustand zusehends, es war offensichtlich, wie sie immer weiter verfiel. Sie aß nichts mehr, seit Wochen kochte sie nicht, weil sie die Abläufe nicht mehr auf die Reihe bekam. Sie war angespannt wie eine Katze auf der Jagd und lief ständig zwischen Wohnzimmerfenster und ihrem Sessel hin und her, als ob sie Besuch erwarten würde.

Ich versuchte alles, um sie zu beruhigen, doch ohne Erfolg. Mit ihrer zunehmenden Verwirrtheit stieg auch meine Verzweiflung. Wenngleich ich immer noch nicht einschätzen konnte, was David vorhatte, wusste ich tief in mir drin, dass sich unser Leben drastisch ändern würde. Was konnten wir tun, außer zu warten und füreinander da zu sein? Ich blieb einfach an ihrer Seite und tröstete sie, Margery gab mir das Gefühl von Heimat und Geborgenheit.

Eines Nachmittags kam ich ins Wohnzimmer und fand Margery in Tränen aufgelöst, David saß neben ihr auf dem Sofa und hatte ihr den Arm um die Schultern gelegt. »Mum, du weißt doch, es ist nur zu deinem Besten«, sagte er in bittendem Ton. »Du bist hier nicht mehr sicher. Die Treppe ist viel zu steil für dich, und du weißt ja selbst am besten, wie vergesslich du in letzter Zeit geworden bist.«

Margery schwieg und weinte leise in ihr Baumwolltaschentuch.

»*The Elms* ist wirklich schön. Und dort im Seniorenheim kann man sich optimal um dich kümmern. Man kocht für dich, wäscht für dich, erfüllt dir jeden Wunsch. Jetzt komm schon, es ist wirklich nur zu deinem Besten.« Und dann umarmte er sie, steif und tapsig wie ein Bär.

Ich schlich mich nach draußen. In meinem Kopf drehte sich alles, ich brauchte frische Luft und schlüpfte durch die Katzenklappe, dann setzte ich mich auf den Weg vor dem Haus. Ich begann, mich zu putzen, um mein Äußeres, aber auch um meine Gedanken in Ordnung zu bringen.

Jetzt wusste ich es: Margery sollte ausziehen und zukünftig an einem Ort leben, der *The Elms* hieß. Nach einer Weile schaute ich auf und bemerkte zum ersten Mal ein »Zu verkaufen«-Schild, das am Hoftor befestigt war. Mir lief es eiskalt über den Rücken.

Es tat mir leid für Margery, denn ich wusste, wie sehr sie ihr Zuhause vermissen würde, aber ich hatte auch Angst um mich. Wenn Margery nach *The Elms* ziehen und das Haus verkauft werden würde, was würde dann aus mir werden?

Ich schlüpfte zurück ins Haus und hielt vor der Wohnzimmertür inne. Von drinnen drangen Geräusche in den Flur, Margerys leises Schluchzen, Davids tiefe, monotone Stimme. Ich wusste nicht, was mich erwartete, aber ich wusste, was ich tun konnte, damit ich mich besser fühlte.

Ich schlich ins Treppenhaus, wo David seine Schuhe neben der untersten Treppenstufe abgestellt hatte. Nach einem kurzen Blick über die Schulter brachte ich mich über seinen Schuhen in Stellung und pinkelte hinein. Und obwohl für mich Sauberkeit das oberste Gebot war, fühlte es sich richtig gut an.



Einige Tage nach der Schuhpinkelattacke saß ich auf dem Sims des Fensters, das auf die Straße führte, und genoss eine entspannende Morgenmeditation. Draußen lag schon der Geruch nach Herbst in der Luft, die Blätter fielen auf den Rasen, und der Himmel war bleigrau.

Normalerweise herrschte in unserer Gegend nur wenig Verkehr, deshalb fiel mir der große Lastwagen sofort auf, der in die Straße einbog. Als er näher kam, erkannte ich das Logo »Die Umzugsexperten«, und der Höllenlärm ließ meine Barthaare erzittern. Der Laster fuhr langsam auf Margerys Haus zu und wendete dann in der Einfahrt. Drei Männer sprangen heraus, öffneten die hinteren Türen, lockerten Gurte und schoben massive Riegel zur Seite, bevor einer auf einen Knopf drückte und eine Rampe nach unten fuhr.

Ich hatte noch nie zuvor einen Umzugswagen gesehen, aber ich wusste genau, dass die Unsicherheit über unsere Zukunft hiermit ein Ende hatte. Ich drehte

mich um und ließ den Blick über die Umgebung schweifen. Das Sofa, auf dem ich die Nacht verbrachte, wurde gegen die Wand geschoben, die Polster, die Kissen und die Schottenkarodecke lagen in der Mitte des Raumes am Boden, überall standen Holzkisten herum.

Von oben hörte ich die vertrauten Geräusche von Margerys Morgenritual. Vor meinem inneren Auge sah ich, wie sie ihr Haar in Ordnung brachte, ihre Nase puderte und sich schließlich einen Hauch Lavendelwasser hinter die Ohren tupfte. Obwohl sie viele andere Dinge des täglichen Lebens vergessen hatte, waren die Abläufe zu Tagesbeginn immer noch die gleichen. Wenngleich die Vorstellung schmerzte, dass sie es heute vielleicht das letzte Mal in ihrem Zuhause machte, tröstete mich der Gedanke, dass nicht alles aus unserem gemeinsamen Leben verloren gegangen war.

Bald hörte ich draußen Davids Stimme und dann seinen Schlüssel im Schloss. Er rief den Umzugsleuten Anweisungen zu und klang noch ungeduldiger und gestresster als üblicherweise. Als die Tür aufflog und die Männer ins Haus stürmten, um die größeren Möbelstücke zum Lastwagen zu transportieren, war es mit der meditativen Stimmung vorbei.

Anfangs blieb ich noch auf der Fensterbank sitzen. Ich fühlte mich Margery verpflichtet, ein Auge auf die Umzugsleute zu haben und darauf zu achten, dass Margerys Habseligkeiten mit der nötigen Sorgfalt behandelt wurden. Aber als ich meine Lieblingsmöbel-

stücke in dem großen Bauch des Lasters verschwinden sah, spürte ich einen Klumpen im Hals. Ich konnte es nicht mehr mit ansehen. Erst machte ich einen Buckel, dann streckte ich mich wieder, sprang auf den Boden und lief durch das Wohnzimmer, jederzeit darauf bedacht, nicht unter die Stiefel der Möbelpacker zu geraten.

Ich überlegte, ob ich das Haus verlassen sollte, um der Demontage meines Lebens zu entfliehen, aber es hatte zu regnen begonnen, und irgendwie fühlte es sich auch unverantwortlich an, Margery mit diesem Problem alleinzulassen.

Am Katzentransportkorb im Flur vorbei, ging ich nach oben und fand Margery im Schlafzimmer auf dem Bett sitzend. Sie trug ihre blaue Strickjacke und den Filzhut mit einer Häkelblüte an der Krempe. Ich wusste, dass sie diese Sachen nur »für besondere Anlässe« anzog, und ich fand sie wunderschön darin. Als ich auf die Bettdecke sprang, konnte ich sehen, dass sie weinte. Sie bemühte sich nicht, ihre Tränen zu unterdrücken, und starrte verzweifelt aus dem Fenster.

Ich schnurrte und versuchte, aufmunternd zu klingen. Sie wirkte überrascht, dann blickte sie zu mir herunter und lächelte. »Oh, du bist es.«

Ich wusste nicht, ob sie sich in diesem Moment an meinen Namen erinnerte, aber mir genügte es schon, dass sie mich erkannte. Ich kuschelte mich neben sie. Automatisch streckte sie ihre Hand aus, um mein Fell

zu streicheln, mich hinter den Ohren und unter dem Kinn zu kraulen, dort, wo ich es am liebsten hatte. Ich schnurrte, so laut ich konnte, um den Lärm der Umzugsmänner zu übertönen, die sich unterhielten und die Laderampe des Lastwagens nach oben und unten fahren ließen.

Wir blieben einfach sitzen. Es fühlte sich wie eine Ewigkeit an, während die Männer im Haus herumliefen und David Befehle bellte. Ein Teil von mir wollte für immer hier sitzen, aber ein anderer wollte, dass es endlich vorbei war. Das Fallbeil sollte heruntersausen und uns von unserem Leid erlösen. Ich würde nie erfahren, ob es Margery klar war, dass das unser letztes Kuscheln sein würde, ich allerdings wusste es ganz genau. Margery streichelte und kraulte mich, und ich schnurrte. Vielleicht wollten wir uns beide davon überzeugen, dass alles gut werden würde.

»Mum, wo bist du?«

Davids raue Stimme ließ uns aufschrecken. Er stieß die Tür auf, und ich spürte, wie sich mir die Nackenhaare sträubten. Als er seine Mutter und mich so vertraut zusammen sah, hielt er einen Moment inne, dann ging er auf uns zu.

»Mum, komm jetzt. Wir müssen gehen«, sagte er. Ich spürte, dass er sich bemühte, nicht ungeduldig zu klingen, aber er konnte mich nicht täuschen. Ich lag immer noch neben Margery und begann, instinktiv zu knurren, als er näher kam.